- kritisches überparteiliches Campusmagazin -

des Friedrichs Wilhelm

Zeitschrift für alle Fakultäten

No. 58
27.01.20

Heiß umkämpft

Wahlen zum 42. Bonner Studierendenparlament

Karneval

Land der Narren

Wirtschaft

Schluss mit dem Wachstum

* Dies hätte euer Kaffee sein können – für das Abgeben der Stimme zu den SP-Wahlen gab es einen Gutschein für ein Heißgetränk.

AStA Universität Bonn

EDITORIAL

Liebe Leser*innen,

Mit Ausgabe Nr. 58 stehen wir zwischen einigen sehr ereignisreichen Tagen und den Semesterferien, in denen viel wieder einschläft. Vom 13. bis 16. wurde das 42. Bonner Studierendenparlament gewählt. Es ist das bunteste seit Jahren: Zehn Listen standen zur Wahl und neun werden im zukünftigen Studierendenparlament vertreten sein. Ähnlich bunt gemischt wie das neue SP sind auch die Themen dieser Ausgabe. So könnt ihr – und das ist naheliegend – eine Nachbetrachtung der zurückliegenden SP-Wahl lesen. Zur Zeit sind Prognosen über ihre Folgen noch schwer anzustellen, im kommenden Semester werdet ihr dazu sicher mehr von uns hören. Dazwischen ist bekanntlich Karneval, der hinsichtlich seiner historischen Herkunft in einem Artikel von Hendrik betrachtet wird. Weiter geht es mit einer ausführlichen Abhandlung von Sam über die neueste Kontroverse um J. K. Rowling. Die Autorin von Harry Potter twitterte, dass biologisches Geschlecht 'Fakt' sei und hat sich in dieser Ausgabe deswegen harscher Kritik zu stellen. Kritik richten wird auch Milan gegen Postwachstumskonzepte, die in Ausgabe 56 in seinem Veranstaltungsbericht dargestellt wurden.

Schließlich könnt ihr von Melina noch einen Artikel über Lithium-Schwefel-Batterien lesen, die ein versprechendes Konzept für die Zukunft zu sein scheinen und deswegen unsere Portion Optimismus in dieser Ausgabe darstellen .

Viel Spaß beim Lesen.

Clemens Uhing

In dieser Ausgabe:

SP — **SP-Wahl 2020** — Über die Wahlen und die neuen Gruppen im Studierendenparlament — 3

Kultur — **Karneval** — Deutschland - Land der Narren — 5

Gesellschaft — **Is Sex really real** — Von TERFs und dem Konstruktivismus — 8

Ökologie — **Lithium-Schwefel-Batterien** — die bessere Wahl? — 12

Wirtschaft — **Postwachstumsökonomie** — Wieso kein Wachstum nicht genug ist — 14

Impressum

Redaktion:

Jan Bachmann
Ronny Bittner
Melina Duncklenberg
Pia Gruse
Samuel F. Johanns
Laura Meyer
Milan Nellen
Julia Pelger
Clara Schulz
Hendrik Schönenberg
Clemens Uhing

V.i.S.d.P.:

Lena Engel
Vorsitz | AStA der Universität Bonn

Kontakt: fw@asta.uni-bonn.de

www.asta-bonn.de
facebook.com/AStA.UniBonn

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzungen von Artikeln und Leserbriefen vor. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die nächste Ausgabe des Friedrichs Wilhelm erscheint im

Sommersemester 2020

Etwas frischer Wind

Über die Wahlen zum 42. Bonner Studierendenparlament

von Jan Bachmann

Die überwältigende Mehrheit der Wahlberechtigten nahm gar nicht teil an der Wahl zum 42. Bonner Studierendenparlament in der vorigen Woche. Daher sei auch die Wahlbeteiligung, die sich sonst meist am Ende von Wahlbetrachtungen findet, hier als erster Punkt besprochen.

Mit einer minimalen Steigerung um einen Zehntel Prozentpunkt lag die Beteiligung auch in diesem Jahr auf niedrigen 14,8%. Dabei gab es - nicht nur unmittelbar vor der Wahl - zahlreiche Bemühungen, das Interesse der Studierenden an der Hochschulpolitik zu steigern, ob vom Wahlausschuss, den politischen Gruppen, dem Studierendenparlament oder dem AStA. Nun festzustellen, dass diese Bemühungen gänzlich erfolglos waren, lässt sich aber auch nicht: Ein Erfolg dieser Anstrengungen könnte ja bereits darin liegen, dass die niedrige Wahlbeteiligung an unserer Universität immer noch wesentlich größer ist als jene an einigen anderen Hochschulen, bei denen sie oftmals weniger als 5 % beträgt. Für diejenigen, die sich um mehr Teilhabe an der Hochschulpolitik bemühen, ist dieser Gedanken freilich nur ein schwacher Trost.

Knappe Mehrheit für die alte Koalition

Wer aber zu denjenigen gehörte, die zur Wahl gingen, hatte soviel Auswahl wie schon seit Jahrzehnten nicht mehr: Dank vier neuer Listen konnten sich die Wähler*innen in diesem Jahr zwischen insgesamt zehn verschiedenen Listen entscheiden. Diese größere Auswahl dürfte dann auch gleich ein Grund dafür sein, dass die die alte Koalition zwar einige Sitze im Parlament verlor, jedoch noch immer über eine - denkbar knappe - Mehrheit verfügt: Die Grüne Hochschulgruppe verlor einen Sitz, stellt aber mit nun elf Abgeordneten noch immer die größte Fraktion im Parlament, die zweitstärkste Fraktion bilden auch weiterhin die Jusos, die zwei Sitze verlieren und nun mit acht Abgeordneten im Parlament vertreten sind. Auch die LUST erhielt - wie in den Vorjahren - drei Sitze. Dies gibt den Gruppen die Möglichkeit, auch in diesem Jahr den AStA zu stellen, wie sie es bereits - mit kleineren Veränderungen - seit dem Jahr 2010 getan haben. Natürlich ist es auch möglich, weitere Gruppen - hier kommen insbesondere, aber nicht ausschließlich die neuen Listen in Betracht - an der Koalition zu beteiligen. Dies würde nicht nur zu einer etwas komfortableren Mehrheit der Koalition im Studierendenparlament führen, sondern auch neuen Akteurinnen die Möglichkeit geben, sich mit ihren Ideen, aber auch mit dem persönlichen Einsatz und Engagement ihrer Mitglieder in die Arbeit des Bonner AStA einzubringen.

Voraussetzung ist natürlich, dass die Beteiligten genug inhaltliche Übereinstimmungen unter ihren Gruppen finden, um in diesem Jahr gemeinsam die Politik des AStA zu gestalten. Ob dies der Fall ist, werden die Sondierungs- und dann ggf. die Koalitionsgespräche zeigen, die in den nächsten Wochen stattfinden werden.

Die neuen Listen – mögliche Koalitionspartner?

Das beste Ergebnis der vier neuen Listen erhielt die Liste Poppelsdorf, die mit 10,7% der Stimmen künftig eine fünfköpfige Fraktion im Studierendenparlament stellen wird. Sie ist damit ebenso groß wie die des RCDS und sogar einen bzw. zwei Plätze größer als die von LHG und Die Linke.SDS. Im Wahlkampf hatte die Liste Poppelsdorf hauptsächlich Verbesserungen für den Campus Endenich und eben den in Poppelsdorf gefordert, etwa mehr Fahrradständer, bessere Lernbedingungen oder eine Erweiterung der Öffnungszeiten der Pop-Mensa auf die Abende und Samstage. Gewählt wurde die Liste dann auch - das wird wenig überraschen - hauptsächlich an den Urnen in der Pop-Mensa und im Hörsaalzentrum Poppelsdorf. Sie wurde an diesen drei Urnen sogar stärkste Kraft, während sie im Hauptgebäude, der Nasse-Mensa oder dem Juridicum kaum gewählt wurde.

Auch wenn der AStA dadurch, dass seine Räumlichkeiten im Gebäude der Nasse-Mensa liegen, für die Studierenden aus dem Hauptgebäude und dem Juridicum deutlich präsenter ist als für jene an den Campussen Poppelsdorf und Endenich, wäre es falsch zu behaupten, dass er in der Vergangenheit - wie im Übrigen aber auch die studentischen Vertreter*in-

nen anderer Gremien - die Interessen der Studierenden in Poppelsdorf oder Endenich nicht in dem gleichen Maße wie die der Studierenden in der Innenstadt vertreten hätte. Viele der Forderungen der Liste Poppelsdorf sind nicht nur verständlich, sondern auch berechtigt, und reihen sich in die Forderungen nach Verbesserungen der Studienbedingungen aller Studierender der Universität ein.

Drei Sitze erhielt die Volt Hochschulgruppe. Die Volt-Partei trat erstmals bei der letzten Wahl zum europäischen Parlament an. Die Hochschulgruppe hatte im Wahlkampf unter anderem mehr Transparenz des Parlamentes und die Anerkennung des ehrenamtlichen Engagements durch die Universität gefordert.

Ob die Liste „für Daniels Lebenslauf“, die nur einen Kandidaten umfasste, als möglicher Koalitionspartner in Frage kommt, ist fraglich.

Die Liste Billa-Bonn- die WIRtschaftsexperten konnte bei der Wahl nicht reüssieren.

Jenseits der Koalition

Es bleibt also abzuwarten, wie die nächste AStA-Koaliton aussehen wird - es sei auch noch einmal darauf hingewiesen, dass, nur weil hier hauptsächlich auf die neuen Gruppen eingegangen wurde, nicht auch mit den Gruppen, die bisher die Opposition im Studierendenparlament stellten, Sondierungsgespräche geführt werden werden. Die Mitglieder der Gruppen, die nicht an der Koalition beteiligt sind, leisten oftmals auch wichtige Arbeit für die Studierendenschaft, etwa in den Ausschüssen. Sie kontrollieren die Arbeit des AStA und bringen sich nicht selten, etwa durch inhaltliche Anträge in das Studierendenparlament, konstruktiv ein. Darüber hinaus steht der AStA weiterhin allen Interessierten offen um sich einzubringen, Kritik zu üben oder über Missstände zu klagen. ◀

Karikatur:Jan Bachmann

Für viele ein Muss zu Karneval. Die Maskerade. *Foto: Pixabay*

▸ Jeder Jeck ist anders

Ein historischer Umzug durch den deutschen Karneval

von Hendrik Schönenberg

Bereits in wenigen Wochen tauschen brave Bürger wie in jedem Jahr die braune Cordhose und den beigen Regenmantel gegen Langhaarperücke, Buntfaltenhose und Jediumhang – die lang ersehnte fünfte Jahreszeit steht wieder vor der Tür. Während manche aus ganz Deutschland zu ihren Verwandten in die Karnevalshochburgen des Rheinlandes strömen, entfliehen viele rheinische Verkleidungsverneiner lieber dem Trubel in den Skiurlaub. Dabei wird das Brauchtumsfest längst nicht nur im Westen der Republik begangen, sondern in vielen Teilen Deutschlands, allerdings mit sehr unterschiedlich ausgeprägten Karnevalskulturen.

Karnevalistische Teilrepubliken

Während im kölschen Karneval Feiern, Party und Musik besonders im Fokus stehen, ist Mainz die Hochburg des politischen und literarischen Karnevals. Heißt mancherorts der Narr dich mit dem unverkennbaren Begrüßungsruf „Alaaf“ willkommen, gilt die gleiche Floskel in anderen Teilen des Landes als verpönt. „Helau“ hingegen oder „Ahoi“ in den nördlichsten Karnevalsstädten wird hier weitaus lieber gesehen. Für sämtliche Grußworte gibt er interessanterweise bis heute keine fundierte Wortherkunft oder genaue Übersetzung. Ein Blick auf die Deutschlandkarte verrät außerdem, wie viele unterschiedliche Bezeichnungen es allein für den volkstümlichen Brauch gibt. So heißen die närrischen Tage häufig einfach „Karneval“ , aber auch „Fasenet“, „Fastnacht“, „Fasching“, „Fasteleer“ oder wie in unserer Region gerne „Fastelovend“. In dieser Bezeichnung lässt sich jedoch klar der Ursprung des Brauches ausmachen.

Auf der Suche nach dem Ursprung

Seinen Ausgangspunkt hat die Tradition nämlich in dem christlichen Brauch vor der Fastenzeit in der sogenannten Fastnacht noch einmal nach Herzenslust zu essen, zu trinken und zu feiern. Bereits frühe Berichte und Gemälde aus dem Mittelalter zeugen von einer besonderen Ausgelassenheit auf den Straßen und in den Kneipen. Auch der berühmte 11.11. hat seinen Ursprung in der christlichen Tradition. So ist die Zahl elf schlicht die erste Zahl nach der zehn, die im Christentum symbolisch für die Zehn Gebote und den Glauben als solchen steht, somit für ein Bekenntnis zur Aufgabe der Gottesfürchtigkeit. Kein Wunder, dass die Obrigkeiten, allen voran die kirchlichen Eliten des Mittelalters, alles unternahmen, um das wilde Feiern, den kollektiven Rauschzustand der Bevölkerung zu unterbinden - vergeblich, wie wir heute wissen. Martin Luther selbst äußerte sich extrem ablehnend gegenüber den Festivitäten und unter der um sich greifenden Reformation gingen die Festlichkeiten fast gänzlich zurück. In der Tat ist die Konfession bis heute prägend für den Karneval in Deutschland, fast alle Hochbur-

»Ein Rednerpult auf der Bühne, ein Sitzungsrat, das Publikum auf den Bänken – eine Parodie auf die Politik und den Parlamentarismus.«

gen liegen in ehemalig katholisch geprägten Gebieten. Der Narr, die zentrale Figur des Karnevals, stand im Mittelalter ikonisch für Gottesferne und Glaubensvergessenheit, die unweigerlich in den Untergang führt, denn nach den Tagen folgt wie jedes Jahr der Aschermittwoch, einer der höchsten Trauertage im Kirchenjahr. So verbindet Karneval den Hedonismus mit der unheilvollen Warnung des memento mori – bedenke, dass du sterben musst.

Janusgesicht Karneval

Gemein haben sämtliche Ausprägungen des Karnevals jedoch natürlich das Kostümieren und Verkleiden. Zeugnisse für den soziale Rollentausch, bevorzugt mit einer Person eines anderen sozialen Milieus, finden sich schon im Altertum, etwa im römischen Reich, Ägypten und Persien. Das Schlüpfen in eine andere Identität scheint ein so basales menschliches Grundbedürfnis zu sein, dass es in fast allen Kulturen weltweit zu finden ist. Zu nennen wäre natürlich der venezianische oder brasilianische Karneval oder andere Brauchtümer, wie das amerikanische Halloween, was auch bei uns schon lange eingezogen ist. Nicht immer geht jedoch nur positives mit dem Rollenwechsel einher. Hinter der Maskierung, der Auslöschung der eigenen Identität steht leider auch das Gefühl von Straflosigkeit und Handlungsfreiheit. In den Massenaufläufen des heutigen Straßenkarnevals fühlen sich Täter*innen häufig geschützt und schrecken vor Sexualtaten nicht zurück. Inzwischen gibt es Armbänder oder sogar Nagellack, der, in ein Getränk getaucht, durch Verfärbung K.O. Tropfen in der Flüssigkeit anzeigen kann.

Fastelovend im Rheinland

Als Napoleon jedoch 1806 das Rheinland besetzte war erstmal Schluss mit dem närrischen Treiben. Und auch als die Preußen den Franzosen vertrieben war das unkontrollierte, unzüchtige Straßenfest ungerne gesehen. Die Kölner waren es, die sich als erstes mit den Besatzern arrangierten und Kompromisse eingingen, was den Straßenkarneval in der Stadt anging. So bekam der Festumzug das erste Mal einen fest vorgeschriebenen Verlauf durch die Straßen und 1823 zog der erste Rosenmontagszug, wie wir ihn heute kennen, durch die rheinische Metropole. Nach preußischer Manier wurde der Karneval fest organisiert und durch Karnevalskomitees institutionalisiert, die sich im Rheinland nach und nach gründeten. Die so typische kölsche Karnevalsmütze zum Beispiel orientiert sich an den Jakobinermützen der französischen Revolution. Karneval stand und steht hier immer noch als Inbegriff für Freiheit. Die Obrigkeit wird auf die Schippe genommen, auch durch den Sitzungskarneval. Ein Rednerpult auf der Bühne, ein Sitzungsrat, das Publikum auf den Bänken – eine Parodie auf die Politik und den Parlamentarismus. Mit Karnevalsorden behangene Sitzungspräsidenten karikieren die Ruhm- und Geltungssucht der oberen Schichten. Die klassische uniformierte Garde tanzt jedoch auf der Bühne statt Gewehre und Musketen zu zücken – eine Kritik am Militarismus.

Zeit zu feiern?

Mehr und mehr wird der Kölner Straßenkarneval zum Massenereignis. Schon Anfang des 20. Jahrhunderts pilgerten Menschen aus ganz Deutschland in die rheinische Hochburg. Als jedoch die Nationalsozialisten die Macht ergreifen, verändert das auch das Narrenfest. Am Rosenmontag 1933 brennt in Berlin der Reichstag, vielleicht kein zufälliges Datum, hatten doch die feiernden Narren anderes zu tun, als über politische Umwälzungen nachzudenken. Wie fast allen Bereichen des öffentlichen Lebens soll auch der Karneval politisch gleichgeschaltet werden. Kritik und Satire an Politikern ist nicht mehr erwünscht. Dass im närrischen Dreigestirn die Prinzessin traditionell auch von einem Mann verkörpert wird, passt nicht in das nationalsozialistische Rollenbild und wird verboten. Nur vereinzelt trauen sich Büttenredner*innen Kritik zu üben, müssen sie doch sonst die politische Verfolgung fürchten. Antisemitismus wird zum beliebtem Thema für Umzugswagen, so spottet man zum Beispiel über die deportierten Juden mit der Aufschrift „Die letzten ziehen ab“. Widerstand regt sich dennoch vereinzelt. An der Westfront tanzen 1941 Kölner Soldaten in Damenkostümen und demonstrieren Geschlossenheit. Doch nach dem Krieg will man von alldem nichts wissen, man will lieber wieder fröhlich sein und die Vergangenheit hinter sich lassen. Eine wirkliche Aufarbeitung findet nie statt und 1949 rollt der erste Rosenmontagszug seit 10 Jahren wieder durch Köln. Sogar in der DDR feiert man in einigen Orten das Verkleidungsfest, wie zum Beispiel im thüringischen Wasungen. Doch nach der Wende 1990 ist auch dort Schluss mir der Zensur und dem politischen Aushängeschild „Volkskarneval“.

Karneval im Wandel

Im Laufe der inzwischen vergangenen Jahrhunderte hat sich der Karneval immer wieder dem Zeitgeist angepasst und sich mit ihm verändert. Heute versuchen Obrigkeiten nicht mehr das närrische Treiben zu unterbinden, sondern zelebrieren Volksnähe und zur Schau gestellte Kritikfähigkeit und versuchen sogar mit mehr oder minder gelungenen Witzen Teil des bürgerlichen Festes zu sein. Heute mehr als je zuvor sind die Feiertage zum wichtigen Wirtschaftsfaktor und Köln zur bundesdeutschen Hauptstadt der fünften Jahreszeit geworden. Während politische Themenwagen besonders im Rheinland nichts an ihrer Bissigkeit eingebüßt haben, verschwindet die Politik mehr und mehr von der Bühne. Statt politischen Vorträgen und spitzer eloquenter Kritik tritt immer mehr die Party in den Vordergrund, der Sinnzusammenhang schwindet. Das liegt auch daran, dass sich das Narrenfest heute mit anderen Events wie Halloween, Ballermann oder CSD messen und konkurrieren muss. Entgegen immer neuer Aufreger hat es Alkoholexzesse und Rauschzustände immer schon gegeben, sie sind unweigerlich mit dem Volksfest verbunden. Trotz politischer und kultureller Veränderungen bleibt der Kern des Karnevals die gemeinsame Freude und das gemeinsame Feiern und damit verbunden der Eskapismus aus der Tristesse des Alltags. Letztlich ist Karneval ein Entlastungserlebnis für alle, die Teil davon sein wollen. Die Narren zeigen sich offen gegenüber jedem und jeder, die Spaß und Freude haben wollen, völlig unabhängig von Geschlecht, Hautfarbe oder Herkunft. Für den Kölner galt schon immer: Jeder Jeck ist anders.◀

Is sex really real, Mrs. Rowling?

Und was ist eine TERF?

von Samuel F. Johanns

In dem Aufsehen erregenden Twitter der Fantasy-Autorin J.K. Rowling, in der diese eine transexklusive Radikalfeministin (TERF) ob ihres Jobverlustes verteidigte und der für eine Reihe eingefleischter Harry-Potter Fans eine Welt zusammen brechen und eine Heldin sterben lies, findet sich auch die Aussage, dass „sex“, also das biologische Geschlecht eines Menschen, real sei. Das allein erscheint vielen Leuten erst einmal verhältnismäßig intuitiv, da sie ja tagtäglich mit sehr harmonischen humanen Gebilden konfrontiert werden, die sich auch problemlos als biologisch männlich und biologisch weiblich klassifizieren lassen würden. Für einen nicht unerheblichen Teil der LGBTIQA*-Bewegung stellte diese Aussage Rowlings dennoch eine unglaubliche Provokation und Beleidigung dar

Ontologischer und soziologischer beziehungsweise diskursiver Konstruktivismus

Um die Hintergründe dieser Zusammenhänge nachzuvollziehen und auch für Außenstehende begreiflich zu machen, ist es notwendig, sich eingehender mit der poststrukturalistischen Theorie des Queerfeminismus zu beschäftigen, welcher in der Debatte, die nun im Internet lebt, zum einem transexklusiven Radikalfeministinnen (TERF), zum anderen klassischen Konservativen oder einfach rechten Stimmen gegenübersteht. Im Bezug auf einige Personen, wie Trans* oder Intersex-Personen, weist das eben beschriebene generell harmonische Bild von Männlein und Weiblein, in dem uns der Mensch meist erscheint, deutliche Frakturen und Probleme auf. Gemeinhin behalf und behilft man sich damit, die Menschen, die aus verschiedenen Gründen nicht in das klassische Schema der Geschlechtlichkeit passen, einfach als Freaks zu bezeichnen und das grundlegende Problem bei ihnen selber zu suchen, etwa weil sie krank, gestört oder körperlich in einer bestimmten Weise hormonell und genetisch defekt seien. Der Queerfeminismus verschiebt diesen Fokus der Problematisierung, welche die Existenz von Trans*-,Intersex- oder nichtbinärgeschlechtlichen Personen aufwirft, nun von den Personen auf die Gesellschaft beziehungsweise Kultur, welche im Folgenden in ihren Normen und Kategorien als inhärent gewalttätig kritisiert wird.

Keine andere Theoretikerin ist für diese Betrachtungsweise so virulent gewesen wie Judith Butler, die 1990 mit ihrem Werk „Das Unbehagen der Geschlechter“ diese Debatte maßgeblich in jene Bahnen gelenkt hat, auf denen die Queertheorie und mit ihr der Queerfeminismus auch heute noch aufbaut. Im Folgenden möchte ich, nicht ohne eigene Meinung, darlegen, wie die zentrale These Butlers, dass „sex“ eben doch nicht unbedingt in der Form als real betrachtet werden muss, wie es Rowling und Maya Forstater behaupten, aufgebaut ist und auch darstellen, woran es liegt, dass sich eine sachliche Auseinandersetzung mit der Thematik in der Öffentlichkeit als so verfahren erweist.

Zuerst einmal ist anzumerken, Judith Butler schreibt zweifelsfrei dunkel und nicht unmissverständlich. Ihre Theorie der sozialen Konstruiertheit, nicht nur des sozialen Geschlechtes (gender) einer Person, sondern auch ihres sexuellen Geschlechtes (sex), wird in vielen Fällen als ein ontologischer Konstruktivismus fehlinterpretiert,vereinfacht gesagt also als eine Antwort auf die Frage, was in der Welt überhaupt existent ist. Es wird behauptet, Butler würde in diesem Sinn die Existenz eines materiellen, wissenschaftlich zweifelsfrei nachweisbarem Sexualdimorphismus des Menschen schlicht leugnen. In diesem Sinne richten sich viele Stimmen gegen Judith Butler und sprechen ihr, sowie den Gender Studies im Allgemeinen, mit energischem Bezug auf die Naturwisschenschaften und ihre Forschung jegliche Wissenschaftlichkeit ab. Das ist aber insofern unberechtigt, als dass die biologische Frage nach einem feststellbaren Sexualdimorphismus überhaupt nicht das ist, worauf sich der Fokus Butlers wissenschaftlicher Arbeiten richtet. Butler nimmt in ihrem Werk „Das Unbehagen der Geschlechter“ schlicht nicht dasselbe zum Forschungsgegenstand, wie es die Biologie in Aussagen über die Fortpflanzung des Menschen tut. Butlers Performativitästheorie bewegt sich zu den Aussagen der Biologie sogar in einem metatheoretischen Verhältnis. Ihr Forschungsgegenstand ist nicht der Körper des Menschen, sondern die für die Soziologie interessanten Auswirkungen des Redens, Forschens und Urteilens rund um eben diesen und vor allem die Rezeption dieser Aussagen über den Rahmen wissenschaftlicher Institutionen hinaus im Kontext einer Sprechakttheorie. Butlers Theorie mit Ergebnissen der Biologie zu widerlegen ist vergleichbar damit, eine soziologische Aussage der Religionswissenschaft argumentativ mit einem Aspekt der theologischen Dogmatik zu konfrontieren. Da dies in einer Vielzahl von Debatten zu beobachten ist, liegt hier auch der Grund vieler Missverständnisse. Wenn man sich bisher gefragt hat, wozu Philosophie konkret dient, dann ist dies ein klassisches Beispiel dafür, warum man ihrer bedarf, nämlichben um diese kommunikativen Probleme aufzulösen. Man kann die Performanztheorie Butlers natürlich sowohl wissenschaftstheoretisch als auch politisch kritisieren, aber eben nicht mit den Instrumenten, mit denen es so oft versucht wird.

Die Soziale Konstruiertheit des biologischen Geschlechtes

Gehen wir zur Erklärung des Ganzen einmal kurz auf die Strategie der Kritiker*innen ein, bei denen die Biologie als Argument ins Feld geführt wird. Die einfache Aussage, der Mensch ist ein sich binär geschlechtlich fortpflanzendes Tier, ist insofern völlig unzweifelhaft, als das für den Prozess der Fortpflanzung bei diesen Tieren stets ein samen- und ein eizellenbereitstellendes Individuum benötigt wird, für welche in Form des Vorhandenseins oder Fehlens von Y-Chromosomen ein eindeutiger biologischer Marker besteht. Ein Individuum mit einem Y-Chromosom ist nie in der Lage, Eizellen bereitzustellen, ein Individuum ohne solche Chromosomen niemals Samenzellen. Eine Selbstbefruchtung, wie sie bei anderen Tieren denkbar ist, die anders funktionieren, ist damit für den Menschen ausgeschlossen. Soweit, so klar. Ist diese Tatsache aber nun ein Argument gegen Butlers Aussage, dass auch das biologische Geschlecht sozialer Konstruktion unterliegt? Im Folgenden soll deutlich werden, warum dies aus der Logik ihrer Theorie heraus verneint werden kann. Die Chromosomen eines Menschen sind, auch historisch und im allgemeinen Bewusstsein, selten das primäre Element, an dem das biologische Geschlecht bestimmt wird. Für gewöhnlich wird es über eine Interpretation des Genitalbereichs definiert. Erst wenn dieser nicht eindeutig genug ausfällt, plötzlich Hoden entdeckt werden, wo man sie nicht vermutet hat oder der phallische Teil des Genitalbereichs nicht groß genug ist, um als Penis zu gelten, aber auch nicht klein genug ist, um eine Klitoris darzustellen, dann greift man manchmal verzweifelt auf die Chromosomen zurück. Und als nächstes auf das OP-Besteck, um schleunigst die Eindeutigkeit zu schaffen, die fehlt. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Und stimmen Genotyp und Phänotyp nicht mit den typischen Erwartungen überein, hat eine sehr weiblich daherkommende Frau beispielsweise doch XY-Chromosomen, dann ist dies eben solange toleriert, wie der Mensch damit ausreichend eindeutig und unauffällig verbleibt. Sticht sie aber aus der Menge hervor, beispielsweise bei guten Leistungen im olympischen Sportwettbewerb, so wird wieder alles am Geschlecht in Frage gestellt. Dies sind die Prozesse, wo Butlers Theorie tatsächlich ansetzt. Sie beschäftigt sich weniger mit dem Körper des Individuums, als viel mehr mit der Reihe von Verhaltensdispositionen mit der die soziale Umwelt auf diesen reagiert.

Was zuvor gemeinhin in großen Teilen des Feminismus als patriarchale Ordnung gehandelt wurde, konkretisiert Butler um den Begriff der heterosexuellen Matrix. Das heute allgemein bekanntere Konzept der Heteronormativität ist mit diesem Gedanken weitgehend deckungsgleich.

Es bezeichnet die Vorstellung, dass es auf der Welt nicht nur ausschließlich Männer und Frauen gibt, sondern dass diese auch prinzipiell auf natürliche Weise aneinander sexuell interessiert sein müssen und Abweichungen davon vermeidenswerte Fehlformen darstellen.

Butler verweist auf einen performativen Sprechakt, bei dem, mittlerweile schon pränatal, das medizinische Personal die genitalen Ausstülpungen eines werdenden Menschen analysiert und mit einer folgeschweren ritualisierten Aussage verbindet: „Es ist ein Junge“ oder „Es ist ein Mädchen“.

Kaum getätigt, löst diese Aussage eine ganze Kaskade an Signifikanten, Urteilen, Assoziationen, Erwartungen, Vorbehalten, Chancen und Unmöglichkeiten aus, öffnet oder schließt Türen und lenkt das kommende Leben der Menschen in vorgefertigte Bahnen. Was bei der Feststellung eines Penis oder einer Vagina beginnt, entscheidet letztlich, je nachdem wann und wo man auf der Welt zugegen ist, auch über Wahlrecht, Alphabetisierung, Amt und Einkommen. Ein ganzer Berg von rein kontingenten Erwartungen, Rechten und Pflichten heften sich an die Interpretation des Genitalbereichs. Der Feminismus ist konstant damit beschäftigt, diese sehr kontingenten, aber von einem konservativen Establishment der Gesellschaft vehement als natürlich notwendig behaupteten Schlussfolgerungen zu demaskieren und auf politischer Ebene ihre Institutionalisierungen zu zerschlagen. Es wurde mühsam durchgesetzt, dass die Hirne weiblich gelesener Körper zumindest in Teilen der Welt als fähig wahrgenommen werden, politische Ent-

scheidungen zu treffen, Geld zu verwalten und Wissenschaft zu treiben. Vor allem aber hat der Feminismus klargestellt, dass nur, weil manche Körper gebären können, sie dies nicht auch nach dem Willen von männlich gelesenen Körpern stetig zu tun haben und am besten sonst nicht viel Produktives leisten dürfen. Drastisch gesagt wurde und wird durch den Feminismus ein Selbstbestimmungsrecht auf vaginale Körperöffnungen erkämpft. Hier ist letztlich auch der Grund zu finden, warum in der Frage der körperlichen Selbstbestimmung im Falle von Schwangerschaftskonflikten für Feminist*innen so viel auf dem Spiel steht.

Genitale Phänotypen sind also körperliche Eigenschaften, welche eine Kaskade von Erwartungen auslösen können. Ein anderes typisches dieser Merkmale ist die Hautfarbe eines Menschen. Ob ein Mensch „schwarz“ oder „weiß“ ist, hat ebenfalls einen enormen Einfluss auf sein soziales Schicksal. Man kann sagen, dass Merkmale wie Genitalien und Hautfarbe kulturell im Gegensatz zu anderen körperlichen Eigenschaften auf bestimmte Weise signifizieren. Wie diese Eigenschaften zueinander in jeweiliger Wechselwirkung stehen, beispielsweise bei der Betrachtung der sozialen Situation schwarzer, lesbischer Frauen, ist Gegenstand der Intersektionalitätsforschung.

Gebär- oder Zeugungsfähigkeit eines Menschen festzustellen, stellt sich ja allgemein als durchaus legitime Handlung dar. Kenntnis darüber wird in dem Moment relevant, wo Menschen beabsichtigen, sich fortzupflanzen . Alle darüber hinausgehenden Zuschreibungen stellen sich aber streng genommen als kontingente und phantasmatische Elemente in den Raum. Sie sind kulturelle Form. Darüber auszusagen, dass ein Körper gebären oder zeugen kann, ist bei Weitem eben nicht identisch mit der Aussage, dass eine Person ein Mann oder eine Frau ist, wenn man überlegt, welche Konzepte darüber hinaus mit diesen Identitäten verbunden werden. Auch die Einbettung der Kindeserziehung in der Familie als biologische Notwendigkeit, aus der sich das Profil von Mütterlichkeit ergibt, kann im Hinblick hierauf kritisch gesehen werden. Das, was unter Familie verstanden wird, ist in seiner Gestalt und Organisation historisch und sozial extrem heterogen. Die kleinbürgerliche Familie hat nur wenig mit dem Konzept der Großfamilie in Antike und Mittelalter gemein. Nebst dessen können zudem auch gesellschaftliche Formen gedacht werden, in der die Aufzucht des Nachwuchses völlig anders organisiert ist als überhaupt familiär.

Um dies zu erläutern, soll hier noch grob auf die poststrukturalistische Perspektive zur Wissenschaft eingegangen werden. Judith Butler steht in der Tradition der Diskursanalyse Michel Foucaults, in welcher dieser eine radikale Neubewertung der traditionellen Geistesgeschichte vorantreibt. Wissenschaft ist dabei für Foucault nicht eine neutrale, deskriptive und rein aufklärerische Institution, wie sie seit der Moderne wahrgenommen wurde. Vereinfacht gesagt beschreibt er den Diskurs als eine sich ständig verändernde Struktur an Dingen, die über ein Phänomen, ausgesagt oder nicht ausgesagt werden können. Hierbei müssen die dabei auftretenden Signifikanten aber nicht immer sprachlich sein, sondern können sich auch in anderen gesellschaftlichen Institutionen äußern. Als solcher ist der Diskurs auch zentraler Träger der Herrschafts- und Machtstrukturen, welche in der Gesellschaft mit spezifischen Praktiken zu einem bestimmten Zeitpunkt vorherrschen. Immer spielt die Ansammlung und Auswertung von Wissen dabei eine enorme Rolle. Wie bereits angesprochen, ist es für eine solche poststrukturalistische Perspektive nicht nur entscheidend, dass etwa Y-Chromosome prinzipiell bei Menschen festgestellt werden können, sondern eben auch, dass dieses eigentlich relativ spezifisch biologische Wissen zu dem Wissen gehört, welches nicht nur Fachpersonal, sondern auch dem gebildeten Laien zur Verfügung steht und in der allgemeinen Debattenkultur ständig vorkommt. Diskurs und Macht erscheinen grundlegend als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen und werden von allen gesellschaftlichen Bereichen, nicht nur einer elitären Führungsriege, oft auch völlig unbewusst, (re)produziert. Wissenschaft hat also in der Diskursanalyse ihre engelsgleiche Stellung der Unschuld und Aufklärung verloren. Wo nach etwas wie Y-Chromosomen aktiv gesucht wird und dieses Wissen mit Emphase vorgebracht wird, ist sozusagen Machtpolitik schon im vollen Gange. In diesem Sinne wird ersichtlich, warum Butlers Theorie auch das biologische Geschlecht als eine diskursive Konstruktion beschreibt. Es wird zudem auch deutlich, warum der Queer-Feminismus ein derart großes Augenmerk auf die Sprache als Ort legt, wo die Gesellschaft auch grundlegend verändert werden kann und soll.

»Sie (Butler) beschäftigt sich weniger mit dem Körper des Individuums als viel mehr mit der Reihe von Verhaltensdispositionen mit der die soziale Umwelt auf diesen reagiert.«

J.K. Rowlings aufsehenerregendes Outcoming als TERF. *(Twitter)*

Rowlings Aussage und ihre Bewertung

Wie kann im Hinblick auf dieses Hintergrundwissen Rowlings provokante Twitter-Aussage „ […] that sex is real.“ gedeutet und interpretiert werden?

Hier ist schlicht anzumerken, dass Rowling in dieser Aussage über Maya Forstater vor allem unwahrscheinlich tiefstapelt. Maya Forstaters Aussage über das Realsein von sexuellem Geschlecht ist nämlich nicht vergleichbar oder gar gleichzusetzen mit der biologischen Rede vom Sexualdimorphismus des Menschen. Sie hat auch gar nicht die Absicht, als Beitrag einer solchen Disziplin verstanden zu werden oder sich darauf zu beschränken. Forstater spricht nicht als Biologin und auch nicht im Rahmen eines solchen Wissenschaftsbetriebes.

Stattdessen funktioniert ihre Behauptung im Kontext einer politischen Agenda, deren Ziel es ist, Frauen mit Transhintergrund von sozialen Institutionen wie Damentoiletten gewaltsam auszuschließen.

Dazu ist eben eine ganze Kette von Zusatzannahmen von Nöten, die rein kontingent mit dem Bezug auf den biologischen Befund des Sexualdimorphismus des Menschen verbunden sind. Zum Beispiel, was ein Mann oder eine Frau ist, liege außerhalb des Bereichs, über den eine Person mit Bezug auf den eigenen Körper urteilen dürfe. Es könne außerhalb des sexuellen Geschlechtes keine andere Identität geben. Menschen seien entweder männlich oder weiblich und können diese Identität nicht ändern. Frauen mit Transhintergrund sei, weil sie ja eigentlich Männer sind, grundsätzlich zu unterstellen, dass sie aus niedersten Beweggründen in Damentoiletten eindringen wollen. Der Schutzraumanspruch der „echten Frauen“ wiege höher als das ja sowieso ungültige Bedürfnis nach Ausdruck der eigenen sexuellen Identität des Individuums. Also insgesamt ganz schön viel, was hier automatisch in die Tatsache der Feststellbarkeit von der Existenz eines Y-Chromosoms theoretisch hineingelegt wird.

Für diese Mischung aus problematischen Ansichten wurde ihre Zusammenarbeit mit ihrer Dienststelle nicht verlängert.

Rowling kaschiert Hassrede mit dem edlen Gewand wissenschaftlich deskriptiven Urteilens. In ihrem Weltbild scheint Wissenschaft einen Stellenwert und eine allgemeine Aussagekraft zu besitzen, welchen andere Theorien wie die Diskursanalyse, wie ich finde völlig zurecht, differenzierter bewerten. Wenn Rowling diese Haltung verteidigt oder gar als von der allgemeinen Naturwissenschaft gedeckt erachtet, wird sie zurecht moralisch und oder mit Blick auf ihr Urteilsvermögen kritisiert. ◀

Die bessere Wahl?

Lithium-Schwefel-Akkus – Was es mit der neuen E-Alternative auf sich hat

von Melina Duncklenberg

Deutschland hat Großes vor: für 2020 sind 500.000 Elektroautos auf den Straßen unseres Landes geplant. Im Vergleich: 2019 wurde durch 306.231 zugelassene E-Fahrzeuge inklusive Plug-in-Hybriden der CO2-Ausstoß vermieden. Ein hochgestecktes Ziel also, welches schon eine abgespeckte Version einer früheren Zukunftsvision von einer Million E-Autos ist.

Ein kurzer Chemie-Crashkurs

Bevor es hier weitergeht, sollten vielleicht ein paar Informationen aus der Schule wieder wachgerufen werden. Das Wichtigste zuerst: Energie wird nicht produziert, denn Energie kann weder gewonnen noch verloren werden, sie wird nur weitergegeben. Zum besseren Verständnis wird im Folgenden trotzdem von „entstehen“ und „verbrauchen“ geredet, gemeint ist aber, dass Energie abgegeben und aufgenommen wird.
Batterien speichern Energie und können diese wieder abgeben. Diese Energie wird durch Redoxreaktionen bereitgestellt. Bei einer Redoxreaktion gibt ein chemisches Element Elektronen ab (Oxidation) und überträgt sie auf einen Reaktionspartner, welcher diese Elektronen aufnehmen kann (Reduktion). Durch den Fluss der Elektronen entsteht chemische Energie, welche in elektrische Energie, also Strom, umgewandelt und genutzt werden kann. Legt man eine Spannung an eine Zelle an, in der Redoxreaktionen ablaufen können, kann man diese Redoxreaktionen erzwingen und so elektrische Energie erzeugen, welche gespeichert wird. Diesen Vorgang nennt man dann Elektrolyse und er beschreibt das Aufladen einer Batterie.

Kann eine Batterie aufgeladen werden, handelt es sich um einen Akkumulator, einen Akku. In unserem Handy läuft dieser Vorgang jedes Mal ab, wenn wir es nach wahrscheinlich viel zu kurzer Zeit wieder mal ans Ladekabel stecken. (Forscher*innen der Lithium-Schwefel-Batterien versprechen übrigens Smartphone-Akkulaufzeiten von bis zu 5 Tagen.) Die Spannung aus der Steckdose sorgt dafür, dass gebundene Atome Elektronen abgeben, welche zu einer Elektrode wandern. Diese Atome werden zu Ionen.
Was waren jetzt nochmal Ionen und warum kommt dieses Wort so oft in diesem Artikel vor? Ionen sind geladene Atome. Ein Atom ist geladen, wenn es entweder mehr (negative Ladung) oder weniger (positive Ladung) Elektronen hat als in seinem Grundzustand. Das Atom in unserm Handy, das wir gerade an die Steckdose gesteckt haben, hat jetzt weniger Elektronen als vorher, da diese ja durch die Spannung „entzogen“ wurden. Es ist jetzt ein Ion und fühlt sich durch seine Ladung nicht mehr so wohl. Da sich positiv und negativ anziehen, wird auch das positive Ion von negativen Ladungen angezogen und da Elektronen negative Ladungen sind, will es auch dahin, wo die ganzen Elektronen hinwandern. Das tut es dann auch und wird bei der negativ geladenen Elektrode aufgenommen. Mithilfe der ganzen Elektronen dort erreichen sie wieder ihren Grundzustand und bleiben als ungeladene Atome dort gespeichert. Das Handy ist wieder voll. Dasselbe Prinzip gilt selbstverständlich nicht nur für Handy-Akkus, sondern für jegliche Art von Akkus, ob im Elektroauto, in der Applewatch oder in Drohnen.
Wenn die gespeicherte Energie eines Akkus abgerufen wird, geben die ungeladenen Atome übrigens einfach wieder ihre Elektronen ab, welche zur positiven Elektrode wandern, woraufhin die entstandenen Ionen aufgrund des Ladungsunterschied ebenfalls wieder zur nun negativeren Elektrode fließen. Der Fluss der Elektronen erzeugt den Strom. Man kann sich also das Prinzip eines Akkus als Ionen vorstellen, die ihren Elektronen nachjagen. Immer hin und her, je nachdem ob er entladen oder aufgeladen wird.

Der Fortschritt aus Australien

Das oben beschriebene Prinzip klingt effizient und ist es auch. In den meisten Akkus finden sich heute Lithium-Ionen-Akkus. Wie der Name schon sagt, handelt es sich bei den Elektronen jagenden Ionen um Lithium. Es ist das gängigste Modell für Batterien und wird beim Aufladen in einer Kupferoxidschicht oxidiert und in einer Graphitschicht gespeichert, was es dem Akku ermöglicht, Elektroautos eine Reichweite zwischen 300 und 500 km zu erreichen. Man könnte sich jetzt fragen, wo das Problem liegt.
Erstmal ist es natürlich immer ein Ziel der Autoindustrie, die Reichweite von Elektroautos so weit wie möglich zu steigern und da sind 300 bis 500 km noch nicht genug. Das größere Problem der Lithium-Ionen-Akkus sind allerdings ihre Herstellungskosten, sowie die Folgen der Herstellung. Cobalt, welcher für die Kathode der Akkus benötigt wird, um Lithium zu binden, ist ein seltener Rohstoff und die teuerste Komponente. Er macht über 20% der hohen Kosten der Akkus aus und birgt einen weiteren Nachteil. Er wird vor allem im Kongo unter Bedingungen abgebaut, die jeglichen Menschenrechten widersprechen. Auch wenn viel Geld für die Cobalt-Herstellung ausgegeben wird, kommt davon nichts bei den Arbeiter*innen an, deren Arbeitsbedingungen schon an Sklaverei grenzen. In Australien hat sich nun ein Ausweg aus der aufwändigen, teils unethischen und umweltschädigen Produktion der Lithium-Ionen-Akkus ergeben: Schwefel.
Einem Forscherteam der australischen Monash-Universität ist es gelungen, einen vielversprechenden Lithium-Schwefel-Akku zu entwickeln. Die Idee eines Lithium-Schwefel-Akkus existiert schon länger. Forscher an dem Fraunhofer-Institut für Werkstoff- und Strahlentechnik (IWS) in Dresden haben den Prototyp für die Australier entwickelt, welcher eine 35% höhere Energiedichte aufweist als herkömmliche Lithium-Ionen-Akkus. Die Energiedichte ist ein Maß für die Energie pro Raumvolumen, bzw. pro Masse. Sie sagt also aus, wie viel Energie ein Akku im Verhältnis zu seinem Volumen oder seiner Masse speichern kann. In der Theorie waren sich auch schon das Team um Holger Althues, dem Abteilungsleiter für chemische Oberflächen- und Batterietechnik der IWS, bewusst, dass der Li-S-Akku leichter, billiger, umweltfreundlicher und kostengünstiger in der Herstellung werden würde. Bis jetzt blieb es allerdings leider nur bei der Theorie. In der Praxis ist die Schwefelkathode nämlich noch zu instabil. Sie muss relativ dick sein, um genügend Oberfläche für die Lithiumanlagerung zu bieten. Außerdem lagert sich Lithium sehr unregelmäßig an, wodurch Kurzschlüsse entstehen können. Zusätzlich gibt es mit jeder Lithiumanlagerung eine Volumenzunahme um 80%. Diese Volumenänderung ist viel zu hoch, als dass die Akkus im herkömmlichen Gebrauch genutzt werden können. Durch die Instabilität der Schwefel-Kathode, welche durch Mikrofaserrisse aufgrund all dieser Belastungen stark verschleißt, nimmt die Kapazität der Batterie bereits nach ca. 100 Ladezyklen stark ab.

Madhokht Shaibani und ihre Kollegen Mathew Hill und Marinak Majumder haben nun einen Weg gefunden, die Schwefel-Kathode vor Abnutzung zu schützen. Dafür benutzt das Forscher*innen-Team eine spezielle Schicht aus einem Bindemittel und Kohlenstoff, um die Belastungen in der Zelle auszugleichen. Der Schlüsselpunkt fand sich in Studien der Waschmittelproduktion aus den 1970er Jahren und trägt den fantastisch chemischen Namen Carboxymethylcellulose. Carboxymethylcellulose wird unter anderem als Waschmittelzusatz verwendet und hemmt in der Batterie die Volumenänderung der Kathode. Anstatt die Kathode komplett zu umschließen, verbindet sie Teilchen nur punktuell, sodass keine Oberfläche verschwendet wird. Das Kohlenstoff-Schwefel-Gemisch sorgt als zweite neue Komponente für eine bessere Leitfähigkeit.

Wird dieser Ansatz perfektioniert, könnte es möglich sein, eine Energiedichte von bis zu 500 Wh/kg zu erreichen. Ein Lithium-Ionen-Akku weist im Vergleich eine Energiedichte zwischen 150 und 200 Wh/kg auf. Es gibt also eine viel höheres Maß an Energie, die umgesetzt werden kann, während das Gewicht gleichbleibt. Somit ergibt sich ein weiterer großer Vorteil der Li-S-Batterien: ihr geringes Gewicht. Mithilfe der neuen Technologie könnte man das Gewicht einer Tesla-Batterie von 700 kg auf 350 kg reduzieren. Nicht nur für Elon Musk, sondern auch für die Luftfahrt sind so geringe Massen mit derselben oder sogar noch besseren Leistung natürlich ebenfalls extrem attraktiv. Zusätzlich wurde im neuen Modell ein giftiges Lösungsmittel durch Wasser ersetzt und es darf zusätzlich nicht vergessen werden, dass die Problematik der Cobaltherstellung umgangen wird. Im Gegensatz zu Cobalt ist Schwefel nämlich ein Abfallprodukt, dessen Herstellung umweltfreundlich und ethisch korrekt möglich ist.

Der Haken an der Sache

Noch sind die Forschungsergebnissen der Monash-Universität leider nur als Schritt in die richtige Richtung und noch nicht als Durchbruch zu werten. Auch wenn in der Theorie von fantastischen Zahlen wie 2600 Wh/kg die Rede ist, sind bis jetzt noch nicht mehr als 200 Ladezyklen erreicht worden, ohne dass die Kapazität absinkt. Die Forschung ist zwar nicht in den Startlöchern, es wird bereits seit Jahren geforscht, doch es wird vermutet, dass Akkus für E-Autos erst in ca. 10 Jahren markttauglich sein werden. Die neue Alternative der E-Autos steckt also zwar nicht mehr in den Kinderschuhen, kommt aber trotzdem gerade erst in die Pubertät. Doch vielleicht ist das neue Kind der Elektroforschung ja schon viel früher reif als all die anderen. Mit großer Akzeptanz und Unterstützung ist schließlich vieles möglich. ◀

Postwachstumsökonomie – die Lösung fürs Klima?

Wieso kein Wachstum nicht genug ist

von Milan Nellen

Zwei extreme Sommer und zwei warme Winter haben zuwege gebracht, was der Wissenschaft in Jahrzehnten nicht gelungen ist: Die junge Generation geht für den Erhalt des Klimas und den Schutz der Umwelt auf die Straße und außer Teilen der radikalen rechten hat die große Mehrheit der Gesellschaft die Notwendigkeit des Klimaschutzes erkannt. Selbst die aktuellen Proteste der Landwirt*innen ziehen die Notwendigkeit des Klimaschutzes nicht in Zweifel, sondern fordern lediglich, er solle anders, und zwar auf eine weise, die sie weniger Geld kostet, organisiert werden. Die in der Klimapolitik alles beherrschende Frage ist also schon lange nicht mehr,was getan werden muss, um das Klima zu schützen, sondern wie das erfolgreich erreicht werden kann.

An dieser Stelle beginnen die Geister sich jedoch bereits zu scheiden, denn es gibt durchaus viele, die der Ansicht sind, dass die Klimakrise von jedem Einzelnen als eine Individuelle Herausforderung begriffen und angegangen werden muss. Zu einem solchen Ansatz gehört die Vorstellung, dass die Klimakrise durch individuelle Änderungen des Verhaltens, wie etwa Veganismus, Stromsparen oder dem Verzicht aufs Auto gelöst werden kann. Es ist natürlich wahr, dass jeder kleine Beitrag etwas nützt, aber es bleibt eben trotzdem ein kleiner Beitrag und der einzelne Mensch kann sich immer nur in den Spielräumen bewegen, die ihm durch die Art der Organisation der Gesellschaft, zu er der gehört, eingeräumt werden. Die Organisation der Gesellschaft, also das Eröffnen oder Verringern von Handlungsspielräumen, ist jedoch eine politische Frage und nur insoweit individuell wie der einzelne Mensch in der Lage ist, auf politische Entscheidungen Einfluss zu nehmen. Die Frage, wie der Klimaschutz zu organisieren ist, ist demnach eine Frage an die Gesellschaft, also eine politische Frage. Das zentrale Element der Gesellschaft, das für den Klimawandel verantwortlich ist, ist die Wirtschaft. Die meisten klimaschädlichen Stoffe gelangen im Rahmen von Produktionsprozessen der von der Menschheit benötigten Produkten der Industrie oder als Konsequenz der Fortbewegung, wie etwa auf Basis des Verbrennungsmotors, in die Atmosphäre. Als ein wichtiger Indikator über den Erfolg des Wirtschaftens gilt in diesem System das Wachstum der Wirtschaft. Für das politische Ziel des Klimaschutzes ist das jedoch problematisch, denn eine wachsende Wirtschaft beutetet mehr Produktion, also einen vergrößerten Input an Ressourcen sowie Output an Produkten was jedoch bedeutet, auch das Klima mehr zu belasten. Daraus folgt jedenfalls, dass um das Klima erfolgreich zu stabilisieren etwas an der Art, wie gewirtschaftet wird, verändert werden muss.

Eine ganze Reihe solcher Vorschläge sammelt sich unter dem Schlagwort Postwachstumsökonomie. Die Postwachstumsöknomie ist der Versuch, ein wirtschaftliches Modell zu organisieren, in dem ohne Wirtschaftswachstum produziert und konsumiert werden kann. Um eine solche Wirtschaft aufzubauen, ist es natürlich notwendig, die Ursachen für die Tendenz des wirtschaftlichen Wachstums ausfindig zu machen. Spätestens hier gehen dann die Ansichten auseinander. Eine prominente These ist es, der Druck zum Wachstum sei in der Finanz- und Kreditwirtschaft ausfindig zu machen: Da ein Großteil der bestehenden Ökonomie auf Kredit basiert und bei diesen Krediten Zinsen anfallen, die bezahlt werden müssen, sei dies einer der Hauptursachen des ökonomischen Wachstumsdrucks. Als weitere Gründe werden die Innovationsorientiertheit der Wirtschaft, zu hohe Gewinnerwartungen sowie ein zu großer Drang zur Steigerung einer materiellen Selbstverwirklichung genannt.[1] Als Argumente für ein solches ökonomisches Modell werden einerseits die begrenzten Ressourcen genannt und andererseits, dass ab einem bestimmten Punkt des durchschnittlichen Wohlstandes das durchschnittliche individuelle Glücksempfinden nicht weiter steigen würde. Um die Postwachstumsökonomie zu realisieren, müsste das Wohlstandsniveau dann gezielt auf einem gewissen Punkt eingefroren werden. Auch wenn sich dies erst einmal wie die naheliegende Lösung der Kliamkrise anhören mag, lassen sich einige Schwächen des Systems Postwachstum nicht übersehen. Die erste besteht darin, dass es bisher noch nicht gelungen ist, die Ursachen für Wirtschaftswachstum zu ermitteln: Einerseits ist es zwar offensichtlich, dass eine Ursache des Wirtschaftswachstums tatsächlich im notwendigen Tilgen von Schulden samt Zinsen liegt. Hierein aber die einzige wirklich ökonomische Ursache zu sehen und alles andere in den Bereich falscher Einstellungen und Erwartungen bei den Menschen zu verschieben, bedeutet andererseits, die bestehende Realität der Marktkonkurrenz zu übersehen. Das herrschende Gesetz der gegenwärtigen Ökonomie ist der Konkurrenzkampf, die unterschiedlichen Unternehmen konkurrieren gegeneinander, um ihre Produkte als Waren auf einem begrenzten Markt zu verkaufen. Erfolgreich in der Konkurrenz sind die Unternehmen, die günstig und viel produzieren, daher sind Unternehmen stets gezwungen, sich zu vergrößern und ihre Produktionskapazitäten zu erhöhen. Wirtschaftswachstum anzustreben ist also ein Grundsatz der Marktwirtschaft. Wenn Unternehmen nicht genau wissen, wie viel sie verkaufen können, aber darauf angewiesen sind, so viel wie möglich zu verkaufen, um vor der Konkurrenz einen Absatzvorsprung zu haben, werden sie mehr produzieren, um die maximal mögliche Menge absetzen zu können. Da die Kaufkraft des Marktes aber begrenzt ist, ist klar, dass nicht alle alles verkaufen können werden und folglich Überproduktion entsteht. Die Produkte der Überproduktion werden oft ungenutzt vernichtet, oder langfristig eingelagert, sie kommen also am Ende niemandem zu Gute. Dem Klima jedoch schaden sie, denn im Zuge ihrer Produktion wurde das Klima belastet. Diese Überproduktion wird jedoch komischerweise in der Klimadebatte kaum erwähnt, obwohl hierein ein mögliches Einsparpotenzial für CO_2 und andere klimaschädliche Gase liegt. Um das Klima also wirklich zu schützen, bräuchte es eine größere Veränderung als nur den Bruch mit dem Wachstum: es brächte einen Bruch mit der Marktwirtschaft selbst. ◂

»Um das zu erreichen und das Klima wirklich zu retten bräuchte es aber einen größere Veränderung als nur den vermeintlichen Bruch mit dem Wachstum es brächte einen Bruch mit der Marktwirtschaft selbst.«

[1]:alle Punkte sind nachzulesen in der Zeitschrift für Sozialökonomie von April 2009 Die Postwachstumsökonomie – ein Vademecum , von Niko Paech

Vorläufiges amtliches Endergebnis

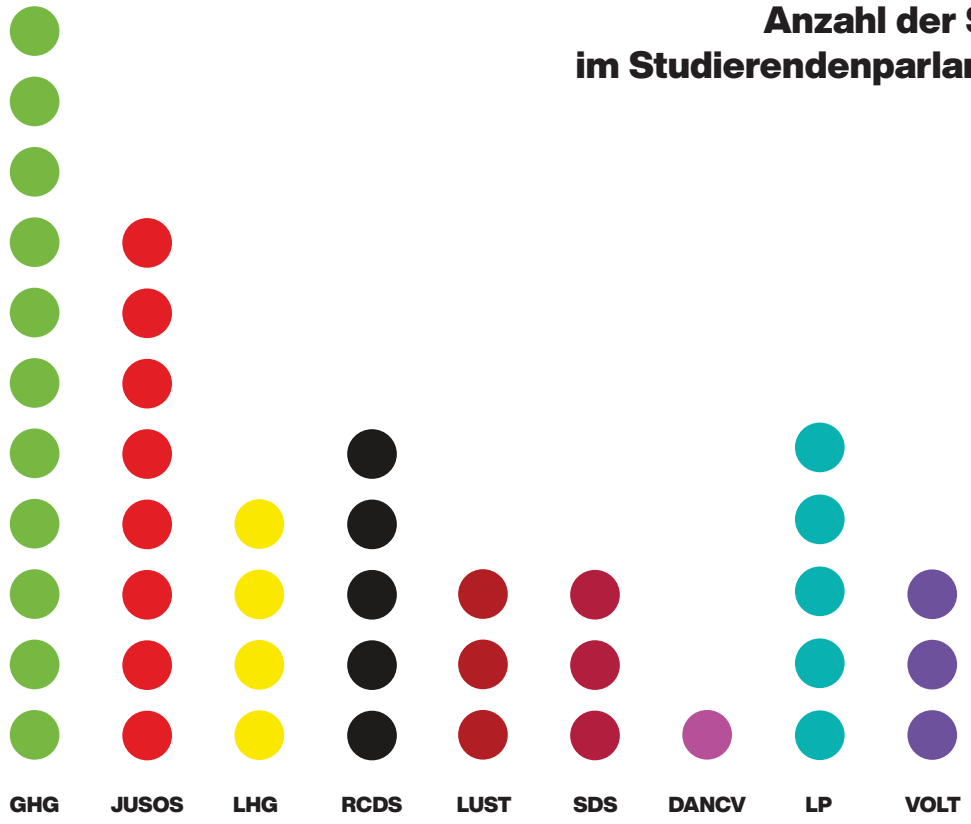
der Wahlen zum 42. Studierendenparlament der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Es entfielen auf:

Liste	Listenname	Stimmen		Prozent		Sitze	
1	Grüne Hochschulgruppe	1500	(1620)	26,73 %	(29,47 %)	11	(12)
2	Juso HSG	1102	(1282)	19,64 %	(23,32 %)	8	(10)
3	Liberale Hochschulgruppe Bonn	568	(1051)	10,12 %	(19,12 %)	4	(8)
4	Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) – Die studentische Mitte	706	(872)	12,58 %	(15,86 %)	5	(7)
5	Liste undogmatischer StudentInnen	337	(338)	6,01 %	(6,15 %)	3	(3)
6	Die Linke.SDS Bonn	365	(334)	6,51 %	(6,08 %)	3	(3)
7	Billa-Bonn Die WIRtschaftsexperten	27	(-)	0,48 %	(-)	0	(-)
8	für Daniels Lebenslauf	75	(-)	1,34 %	(-)	1	(-)
9	Liste Poppelsdorf	599	(-)	10,68 %	(-)	5	(-)
10	Volt HSG	332	(-)	5,92 %	(-)	3	(-)

Die Prozentangaben wurden ohne Enthaltungen/ungültige Stimmen berechnet. Angaben in Klammern sind Vorjahreswerte.
In der Darstellung der Sitzverteilung werden folgende Kürzel für die Listen verwendet:
1 = GHG; 2 = JUSOS; 3 = LHG; 4 = RCDS; 5 = LUST; 6 = SDS; 7 = BILLA; 8 = DANCV; 9 = LP; 10 = VOLT

Anzahl der Sitze im Studierendenparlament



Wahlbeteiligung 2020:

Wahlberechtigte:	38555	Abgegebene Stimmen :	5705
Ungültige Stimmen :	94	Gültige Stimmen :	5611
Wahlbeteiligung :	**14,8 %**		

Quelle aller Zahlen: Vorläufiges amtliches Endergebnis des Wahlausschusses zum 42. Studierendenparlament | **wahlen.uni-bonn.de**